

GLORIA VON THURN UND TAXIS
Gloria

Das Buch

Mit zwanzig Jahren heiratet Gloria von Schönburg zu Glauchau und Waldenburg den vierunddreißig Jahre älteren Fürsten Johannes von Thurn und Taxis, einen der reichsten Männer Deutschlands. Sie wird Mutter dreier Kinder und repräsentiert an der Seite des als schwierig geltenden Fürsten im Schloss St. Emmeram in Regensburg. Bald rücken ihre extravaganen Auftritte in den Fokus des öffentlichen Interesses: Gloria inszeniert spektakuläre Partys und Happenings auf dem Schloss, die die Regenbogenpresse begeistert kommentiert, und provoziert den deutschen Hochadel mit Skandalauftritten. Als Johannes 1990 stirbt, wandelt sich Fürstin Gloria vom mondänen Glamour-Girl zur ambitionierten Unternehmerin. Es gelingt ihr, mit Engagement und ungewöhnlichen Ideen den verschuldeten Familienkonzern zu konsolidieren, um ihn ihrem Sohn Albert übergeben zu können.

Im Interview mit Peter Seewald spricht die Fürstin zum ersten Mal offen über ihre Kindheit, ihre Ehe, ihr wildes Leben, ihre Wertvorstellungen und über den christlichen Glauben, der ihrem Leben Sinn verleiht.

Pressestimmen

»Das Buch gewinnt durch den Reiz des Authentischen. Gloria erzählt einfach, ungezwungen und temperamentvoll.«

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

Die Autorin

Gloria Fürstin von Thurn und Taxis, Jahrgang 1960, geborene von Schönburg-Glauchau, heiratete mit zwanzig Jahren Johannes Prinz von Thurn und Taxis. Nach dem Tod ihres Mannes 1990 übernahm sie die Führung des Hauses und leitet bis heute für ihren Sohn Albert II. die Geschäfte. Die Fürstin ist Mutter von drei Kindern und residiert im Schloss St. Emmeram in Regensburg.

Peter Seewald, Jahrgang 1954, war Redakteur und Autor bei ‚Spiegel‘, ‚Stern‘ und dem Magazin der ‚Süddeutschen Zeitung‘. Seine Dialogbücher mit Joseph Kardinal Ratzinger ‚Salz der Erde‘ und ‚Gott und die Welt‘ wurden in sechzehn Sprachen übersetzt. Außerdem ist er Herausgeber der BIBLIOTHEK DER MÖNCHEN, erschienen im Heyne Verlag. Peter Seewald lebt in München.

GLORIA VON
THURN UND TAXIS

Gloria

Die Fürstin – im Gespräch mit
Peter Seewald

Diana Verlag

Redaktion: Theresa Stöhr, München

2. Auflage

Taschenbucherstausgabe 05/2005

Copyright © 2004 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © dieser Ausgabe 2005 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2005

Umschlagillustration: Peter Godry, Düsseldorf

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kampa Werbeagentur,
München-Zürich

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Lithographie für den Bildteil: RMO, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

ISBN: 3-453-38000-2

<http://www.heyne.de>

INHALT

KAPITEL I

Jenseits von Afrika 7

- 1 Blaues Blut · 9
- 2 Hurra, wir ziehn nach Afrika · 23
- 3 Verbotene Dinge · 31
- 4 München leuchtet · 53
- 5 Ansichten einer Fürstin · 61

KAPITEL II

Das Schloss 79

- 1 Der Fürst und das Mädchen · 81
- 2 Hochzeit und Honeymoon · 105
- 3 Taschengeld für Pretty Lady · 117
- 4 Eins, zwei, drei – Hier kommt der Erbe · 135
- 5 Wie erzieht man Fürstenkinder? · 141

KAPITEL III

Die Ehre der Thurn und Taxis 155

- 1 Die Erfindung der Post · 157
- 2 Eine Klasse für sich · 175

KAPITEL IV

Princess TNT

189

- 1 Bei uns zu Hause · 191
- 2 In höheren Kreisen · 211
- 3 Unsere Freunde, die Millionäre · 227
- 4 High in der Society · 239
- 5 Die Lady ist ein Vamp · 257
- 6 Good Vibrations · 273
- 7 Männer, Sex und andere Lügen · 291

KAPITEL V

Die Umkehr

301

- 1 Ankündigung eines Dramas · 303
- 2 Das Komplott der Manager · 313
- 3 Kampf um Thurn und Taxis · 335
- 4 Der Tod des Fürsten · 351
- 5 Die Zukunft hat schon begonnen · 371

- Zu den Fotos · 391
Bildnachweis · 399

K A P I T E L 1

Jenseits von Afrika



1 BLAUES BLUT

Fürstin, heißen Sie *Mariae* oder *Maria*?

Mariae.

Mariae Gloria Ferdinanda Joachima Josefine Wilhelmine Huberta von Thurn und Taxis geborene Gräfin von Schönburg-Glauchau – korrekt?

Ja.

Warum haben Adelige eigentlich so gigantisch lange Vornamen?

Das hat bei uns vor allem einen religiösen Hintergrund. Wir möchten die Namen der katholischen Heiligen, die traditionell in unserer Familie um Schutz angerufen werden, einem Kind auf seinen Lebensweg mitgeben.

Gloria bedeutet »Ruhm und Ehre«, auch »Herrlichkeit«.

Wie nannte man Sie als Kind?

Goja, weil meine Schwester »Gloria« nicht aussprechen konnte. Nur wenn ich streng angemahnt wurde, war ich die Gloria.

Sie werden als zweites von vier Kindern am 23. Februar 1960 in Stuttgart geboren. In die Adenauer-Zeit hinein, den Beginn der Wirtschaftswunderjahre. In den Wohnzimmern tauchen die ersten Fernsehapparate auf, die Gürtel werden gelockert, die erste Urlaubswelle rollt an, Ziel: *Bella Italia*. Eine Zeit des Aufbruchs.

Mein Vater arbeitete in Stuttgart als Journalist für den Südwestfunk. Zuvor lebte er mit meiner Mutter in Berlin, wo auch meine Schwester geboren wurde. Wir hatten eine ziemlich kleine

Wohnung, die Mutter war Hausfrau – also ganz bürgerliche Verhältnisse.

Stimmt es, dass Ihr Vater, Graf Joachim, einmal sogar als Leichenwäscher beschäftigt war?

Ja, stimmt. Man muss wissen, er war gerade mal 16 Jahre alt, als er seine sechs Geschwister und seine Mutter auf eine Kutsche auflud und vor den anrückenden Russen Richtung Westen flüchtete. Sein Vater starb tragischerweise am letzten Kriegstag durch die Kugel eines Partisanen, nachdem er die Kämpfe an der Ostfront überlebt hatte. Mein Vater war nun also im Alter von 16 Jahren der Mann im Haus. Ein paar Habseligkeiten nahm man mit, ein bisschen Silber, ein paar Bilder, etwas Schmuck. Im Westen wurden sie glücklicherweise sehr familiär aufgenommen. Die Schwester seines Vaters, die Fürstin zu Fürstenberg, eine geborene Schönburg, und der großzügige Fürst stellten unserer Familie das Schloss Heiligenberg zur Verfügung, ein wunderbarer Ort unweit des Bodensees. Hier ließ sich meine Großmutter mit ihren Kindern, das kleinste war grade mal fünf Jahre alt, nieder. Als mein Vater später sein Studium begann, musste er sich das natürlich selbst verdienen. Und unter all den vielen Jobs war Leichenwäscher der bestbezahlte.

Sie erzählten einmal, aus der Ferne sei die Heimat Ihres Vaters, sein geliebtes Wechselburg in Sachsen, immer idealisiert worden.

Jeder hängt nun mal an seiner Heimat und die Schönburgs waren ganz besonders heimatverbunden und daher sehr unglücklich über den Verlust ihres Zuhauses. Erschwerend kam noch der frühe Tod des Familienoberhauptes hinzu. Mein Großvater Carl war ja erst Mitte 40, als er seine Frau und die Kinder zurückließ. Außerdem bedeutete der Verlust der Heimat natürlich, finanziell von der Verwandtschaft im Westen abhängig zu sein, auch wenn die sehr großzügig war. Wir waren ja nicht die einzigen Vettern und Cousinen, denen es so erging. Ein Haus wie das der Fürstenbergs in Donaueschingen wurde quasi zum Auffanglager aus dem Osten geflüchteter Verwandter.

Was hat Ihre Familie durch den Krieg verloren?

Die drei sehr schönen Schlösser: Schloss Glauchau, Schloss Wechselburg und die wunderschöne Rochsburg, die über dem Muldetal thront. Daneben gab es Immobilien, Waldbesitz und Landwirtschaft im heutigen Südwesten des Landes Sachsen, grob gesagt die Region Chemnitz. Nach der Wende ist mein Vater sogar wieder in die Rochsburg eingezogen – als Mieter in einer Burg, die seinen Eltern gehört hatte. Das war die einzige Möglichkeit, in seine Heimat zurückzukehren.

Ihr Vater war ein Vorbild für Sie?

Ja, natürlich. Er war Nonkonformist. Er legte keinerlei Wert auf bürgerliche Zwänge. Ein Freigeist, ein echter Liberaler, sehr aufgeschlossen.

In Erziehungsfragen hatte er offenbar ziemlich ausgefeilte Grundsätze. Einmal sagte er, seine Töchter sollten fähig sein, sowohl unter Kakerlaken als auch unter Kronleuchtern ein sinnvolles Leben zu führen. Sie sollten sich mit sinnvollen Dingen beschäftigen.

Meine Mutter kümmerte sich mehr um die Fragen des Stils. Wie man beim Essen am Tisch sitzt beispielsweise, wie man einen Haushalt führt, Sauberkeit und Ordnung hält. Für die »hehren Grundsätze« dagegen war mein Vater zuständig. Was für ihn dabei wirklich wichtig war, waren die religiösen Grundeinstellungen. Und die versuchte er auch seinen Kindern zu vermitteln.

Er war Redakteur der Zeitschrift »Pirsch« und zeitweise Lobbyist des Deutschen Jagdschutzverbandes. Wie kam es, dass er von 1990 bis 1994 als Abgeordneter der CDU im Bundestag saß?

Mein Vater war politisch immer sehr engagiert. Schon in Berlin, zu Zeiten des Kalten Krieges, als man in lebensgefährlichen Aktionen DDR-Flüchtlinge über die Grenze brachte. Nach der Wende von 1989 wollte er zurück nach Hause und etwas für seine Leute tun. Er war niemand, der sich auf seine Latifundien setzt und den Grafen raushängen lässt. Verantwortung zu über-

nehmen, das hieß für ihn, sich nicht in die gute Stube zu setzen und vom Westen aus herumg'schafteln, sondern vor Ort die Ärmel hochkrepeln. Zurück in die alte Heimat, sich dort in einem eiskalten Schloss, ohne Heizung, langsam einrichten, um am Aufbau mitzuwirken. Er konnte wahnsinnig gut mit Leuten kommunizieren. Egal, mit wem und aus welchen Kreisen. Man hat ihn einfach gern gehabt.

Er ist dort auch gestorben?

Ganz am Ende ist er weggezogen, weil er die Treppen in der Rochsburg nicht mehr hochsteigen konnte. Er litt am Schluss seines Lebens an der parkinsonschen Krankheit.

Welches Bild haben Sie von ihm in Erinnerung?

Er war ein schöner, großer Mann. Mit Schnurrbart. Er hatte immer einen Schnurrbart, immer eine lederne Kniebundhose an und immer einen Dackel dabei. Immer. Und er fuhr immer ein kaputtes altes Auto. Citroën, Lada, später Trabi, alles Mögliche, aber immer ziemlich ausgebeult. Das war ihm egal.

Gehörte so etwas zu seinem Stil?

Nein, kein Stil, Autos gehörten einfach zu den Dingen, die ihn nicht besonders interessierten. Er liebte den Wald. Und er war oft auf der Jagd. Das war auch der Grund, weshalb er andauernd in dieser Kluft herumlief. Er wollte jederzeit, wenn irgend möglich, in den Wald gehen können. Um vielleicht eine Ente oder einen Rehbock zu schießen.

Sind Sie eine Vater-Tochter?

Nein. Das war eher meine ältere Schwester, die vor allem auch die Jagdleidenschaft früh mit ihm teilte. Mein Vater hatte eine sehr starke Bindung zu ihr. Als Kind habe ich darunter gelitten. Ich habe mir eingebildet, er würde meine Schwester vorziehen. Auf der anderen Seite bin ich ihm auch nicht sonderlich entgegengekommen. Ich hatte einfach andere Interessen als meine Schwester. Und wie das so ist: Man kriegt, was man gibt.

Sie sagten einmal, Sie hätten einen Vaterkomplex.

Ich meine, wenn man sich wie ich in einen so viel älteren Mann verliebt, liegt es nahe, einmal darüber nachzudenken. Klassischerweise könnte man in so einem Fall einen Vaterkomplex vermuten. In der Jugend war mein Vater mehr die Bezugsperson meiner Schwester. Vielleicht habe ich mir später deshalb einen Ausgleich gesucht. Ich weiß es nicht.

Wir werden darauf zurückkommen. Sie meinten einmal, die Schönburgs waren wohlthätige, arbeitsame Menschen, typische Protestanten – aber eher langweilig.

Nein, langweilig ist nicht das richtige Wort. Die Schönburgs hatten nur nicht diese packende Familiengeschichte zu erzählen, wie zum Beispiel die Thurn und Taxis mit der Erfindung der Post. Oder auch wie die Familie meiner Mutter, eine Nachkomm(in) des großen ungarischen Nationalhelden István Széchenyi. Die Schönburgs gehörten einfach zu einer der dutzenden, ein wenig unspektakulären regionalen Landesfürsten, deren Mini-Staaten den Fleckerlerteppich ausmachten, aus dem Europa jahrhundertlang bestand. Diese regionale Identität, der Stolz und der Reichtum kleiner reichsunmittelbarer Einheiten, ob Fürstentümer oder freier Reichsstädte, macht ja bis heute die deutsche Identität aus. Die Vorfahren meines Vaters regierten bis Anfang des 19. Jahrhunderts einen dieser souveränen Kleinstaaten.

Der Zenit ihres Reichtums und ihrer Macht lag vor dem modernen Zeitalter, vor dem 15. Jahrhundert. Je mächtiger die Wettiner, das benachbarte Königshaus, wurden, desto mehr versuchten sie, sich die Schönburgischen Lande einzuverleiben. Durch die Anlehnung an Kaiserin Maria Theresia von Österreich konnte man die Annexion immerhin verhindern. Aber beim so genannten Reichsdeputationshauptschluss von 1802/03 wurde das Land letztlich doch den Wettinern, also Sachsen, zugeschlagen. Von da an waren die Schönburgs so genannte »Standesherrn«, das heißt, sie galten zwar protokollarisch den regierenden Häusern als ebenbürtig, aber die Zeit als souveräne Landesherren war endgültig vorbei.

Sachsen ist weitgehend protestantisch. Wie kommt es, dass Sie katholisch sind?

Das ist eine bemerkenswerte Geschichte: Meine Urgroßmutter, Adelheid Schönburg, war eine streng lutherische Frau. Sie und ihr Mann Carl waren kinderlos. Eines Tages, in den 60er-Jahren des 19. Jahrhunderts, unternahmen sie eine Reise nach Rom und als die Reise zu Ende war, sagte meine Urgroßmutter zu ihrem Mann: »Du, es wäre doch schön, wenn wir katholisch würden.« Mein Urgroßvater war darüber sehr glücklich. Er hatte den gleichen Wunsch, nur traute er sich nicht, ihn laut zu äußern. Man muss dazu wissen, dass zu Hause im protestantischen Muldenland allein schon der Gedanke an eine Konversion als ketzerisch galt. Doch am 19. März 1869 ließen sie sich aller Proteste der Verwandtschaft zum Trotz im katholischen Glauben firmen, vor der berühmten Ikone der Mutter Gottes von der Immerwährenden Hilfe in der kleinen Kirche von Sankt Alfonso in der Via Merulana.

Die Bevölkerung war empört. Die Schönburgs waren schließlich auch Patronatsherrn der evangelischen Kirchen in der Region, doch muss diese Empörung bald einem ziemlichen Mitleid mit der traurigen Gräfin gewichen sein, die sich so sehr einen Erben wünschte. Außerdem war man ziemlich beeindruckt von ihrem tätigen Mitgefühl. Sie gründete Kindergärten, Altenheime, brachte die Versorgung der Armen und Kranken in der damals ja ziemlich industrialisierten Region in Schwung, sie verkaufte ihre prächtigen Reitpferde und sogar persönlichen Schmuck und gab das Geld für den Aufbau der katholischen Kirche in der Gegend aus. Statt Ballroben kaufte sie Messgewänder für die Priester. Doch ihr sehnlichster Wunsch, für den sie immer wieder vor der Kopie jenes Marienbildes aus der Via Merulana betete, das Papst Pius IX. ihr geschenkt hatte, der Wunsch nach einem Kind und Erben, blieb unerhört. Eines Tages entschlossen sich meine verzweifelten Urgroßeltern zu einer Pilgerfahrt nach Lourdes, von wo man sich wundersame Heilungen erzählte. Wenige Monate später verkündete der Hausarzt der Gräfin, dass sie ein Kind erwartete. Sie brachte tatsächlich einen Jungen zur Welt, der

dafür sorgte, dass der katholische Zweig der Schönburgs weiter Bestand hatte. Doch drei Tage nach der Geburt starb sie, angeblich ohne die geringste Todesangst, mit einem Marienlied auf den Lippen.

Zu Ihrer Mutter, Gräfin Beatrix. Wie spricht man doch gleich noch mal ihren Nachnamen aus? Bitte helfen Sie mir.

Széchenyi von Sárvár und Felsövidek. Der Name Széchenyi ist in Ungarn sehr berühmt, weil er gleichbedeutend ist mit der Emanzipation Ungarns gegenüber Österreich im 19. Jahrhundert. Im frühen 18. Jahrhundert hielt sich die ungarische Aristokratie ja vornehmlich in Wien in der Nähe des Kaiserhofes auf. Zu Hause züchtete man Pferde, aber gelebt und Geld ausgegeben wurde in Wien. István Széchenyi hat begriffen, dass Ungarn eine moderne Infrastruktur brauchte, um wirtschaftlich an Bedeutung zu gewinnen. Sein Vater hatte bereits die Nationalbibliothek gegründet, er selbst rief die wissenschaftliche Akademie ins Leben. Sein Sohn wiederum, der Großvater meiner Mutter, gründete die Feuerwehr in Istanbul und erhielt aus Dankbarkeit den Titel Pascha – eine besondere Ehre für einen Christen. István Széchenyi reiste nach London, um in der damals fortschrittlichsten Stadt der Welt nach Inspiration zu suchen, und kam mit der Idee – und der Finanzierung – einer Kettenbrücke nach dem Modell der Hammersmith Bridge zurück, die die Städte Buda und Pest verbinden sollte. So bekam Ungarn mit Budapest eine moderne Hauptstadt. Er rief auch bei seinen Standesgenossen den Nationalstolz wach und er war der Erste, der im ungarischen Oberhaus eine Rede auf Ungarisch hielt. Wenn Sie heute in Ungarn darauf hinweisen, dass Sie von István Széchenyi abstammen, öffnen sich Ihnen alle Türen.

Ich habe an meiner Familie übrigens immer sehr gemocht, dass wir eine ziemliche wilde Mischung sind. Mein Vater ist Sachse, aber seine Mutter ist Polin, die Mutter seines Vaters war Belgierin, die Mutter seines Großvaters Engländerin. Meine Mutter wiederum ist Ungarin – aber ihre Mutter war Russin und die Mutter ihres Vaters Griechin.

Ihre Mutter ist eine gut aussehende, groß gewachsene und sicher auch sehr temperamentvolle Frau. Wie haben Sie sie in Ihrer Kindheit erlebt?

Als sehr elegante und sehr schöne Frau. Vor allen Dingen aber als eine sehr altmodische Frau, die ihr ganzes Leben danach ausrichtete, ihrem Mann zu gefallen und alles zu tun, ihm das Leben zu erleichtern und ein schönes Zuhause zu bieten. Wir hatten nicht viel Geld. Aber meine Mutter hat es verstanden, mit wenig Geld viel aus unserem Heim zu machen; und aus sich selbst natürlich auch.

Wie lernten sich Ihre Eltern eigentlich kennen, ein Sachse und eine Ungarin?

1956, beim Ungarn-Aufstand. Der Malteser Hilfsdienst rief damals dazu auf, die Flüchtlinge, die nach Österreich kamen, in warme Decken zu packen und zu verpflegen. Mein Vater hat sich sofort in einen Lastwagen gesetzt und ist da runtergefahren, um zu helfen. Ebenso meine Mutter, die etwa ein Jahr zuvor schon das Land verlassen hatte. Zwischen Flüchtlingen und Helfern fanden sie sich.

Er hat sie gewissermaßen gleich mitgenommen?

Nein, nein. Meine Mutter hatte eine spektakuläre Flucht hinter sich, das war ja wirklich gefährlich damals. Als Gräfin und als so genannte Klassenfeindin hätte sie in Ungarn nicht studieren, sondern nur als Putzfrau arbeiten dürfen. Die drei Freunde, mit denen sie gemeinsam die Flucht organisiert hatte, waren zuvor schon als Zirkustruppe im Westen aufgetreten. Sie nannten sich die »Goldenen Akrobaten« und ihre Trikots waren ganz in Gold und Silber gehalten. Bei dieser Truppe konnte sie eine Zeit lang wohnen. Später fand ihre älteste Schwester, die einen Baron Wrede geheiratet hat, eine Gastfamilie für meine Mutter: Graf und Gräfin Ansenburg, die keine eigenen Kinder hatten. Die Gräfin war auch für uns Kinder später wie eine richtige Omi. Nach dem Studium der Philosophie und Religion in Bonn arbeitete meine Mutter zunächst als Journalistin und traf auf diese

Weise wieder auf meinen Vater, den sie nach der Flucht vollkommen aus den Augen verloren hatte.

Meine Eltern waren ganz normaler Mittelstand, sagten Sie einmal.

Bei dieser Herkunft?

Schon edle Leute, edles Geblüt, edle Geschichte – aber sie waren eben mittellos. Meine Mutter und mein Vater waren Flüchtlinge, sie mussten sich, wie alle anderen damals auch, ihren Lebensunterhalt hart verdienen.

Eine Gräfin, die kocht, bügelt, wäscht?

Richtig.

Hat Sie Ihnen das Kochen wenigstens beigebracht?

Leider nicht. Weil ich schon so früh geheiratet hab. Ich war ja erst 20.

Na ja, wann lernt man denn kochen?

Zwischen 14 und 20, aber zu unserer Zeit war man schon so verwöhnt. Die Mutter stellte das Essen auf den Tisch, und das war's dann.

Vielleicht hatte sie auch keine Geduld?

Sagen wir mal so: Meine Schwester und ich zeigten ja auch keinerlei Interesse für so was. Ich hatte sehr früh angefangen zu arbeiten. Nach der Schule ging's sofort zum Bauern, Äpfel und Kirschen pflücken, um mir ein paar Mark zu verdienen. Später habe ich in einer Töpferei gearbeitet. Wir hatten zwar zweimal die Woche eine Putzfrau, aber wir mussten selbstverständlich den Tisch decken, abräumen, spülen, unsere Zimmer sauber halten, unser Bett machen und beim Bauern Milch und Eier holen.

Beim Bauern – in Stuttgart?

Nein, das war später. In Stuttgart-Sonnenberg waren wir nur kurze Zeit. Vielleicht ein Jahr. Wir zogen sehr bald nach Köln-Rodenkirchen. Dann von Köln nach Togo, von Togo nach So-

malia, von Somalia nach Satzvey in der Eifel, von Satzvey nach Adendorf bei Meckenheim bei Bonn. Und von Adendorf dann nach München.

In vielen Geschichten werden Sie »die Tochter des verarmten Grafen Schönburg« genannt. Waren Sie wirklich so arm?

Man muss das mal richtig stellen. Verarmt hört sich abschätzig an. Als hätte da einer aus purer Dummheit, sein Geld zu verwalten, Haus und Hof verloren. Wir sind aber nicht verarmt, sondern haben unser Vermögen verloren, weil es uns die Kommunisten gestohlen haben. Sie haben uns entrechtet, enteignet und vertrieben. Das ist sowohl der Familie meines Vaters als auch der meiner Mutter passiert. Dass man dann nicht so gut auf diese Leute zu sprechen ist, ist vielleicht verständlich.

»Im Sommer wurden Pullover aufgeribbelt und neu gestrickt«, haben Sie einmal erwähnt, »das war dann mein Weihnachtsgeschenk.«

Das ist allerdings sehr übertrieben. Natürlich bekamen wir auch Kleidung von unseren Cousins. Wenn denen etwas nicht mehr gepasst hat, dann haben wir es getragen. Und wenn es uns zu klein wurde, haben wir es wieder weitergegeben. Aber wir haben immer sehr schöne Geschenke bekommen, der Zeit entsprechend eben. Das war damals noch keine Wohlstandsgesellschaft, wie wir sie heute kennen. Ich habe einmal ein Fahrrad bekommen, und das war für mich schon großartig genug. Wir waren keine armen Leute, aber Sie wissen ja selber, was man als Journalist verdient.

Ja, leider.

Da kann man sich keine großen Sprünge leisten. Und wir waren immerhin vier Kinder. Wir wurden nicht überschüttet mit Luxusartikeln, aber wer wurde das damals schon.

Wie war Ihr Zuhause in Köln?

Wir lebten in einer Altbauwohnung, aber das Schönste war der interessante Freundeskreis meiner Eltern. Da wurde über Poli-

tik diskutiert, Karten und Charade gespielt, es gab literarische Lesungen. Die Leute waren nett zu uns Kindern und wir haben mit Begeisterung zugehört und Getränke serviert. Es war ein sehr natürliches, fröhliches Elternhaus, sehr harmonisch. Mein Vater hat musiziert, wir haben gesungen und gefeiert, Namens-tage, Geburtstage, auch Theater gespielt. Wir waren eine sehr fröhliche Familie, bei uns wurde immer viel gelacht.

Von wem haben Sie mehr: vom Vater oder von der Mutter?

Das ändert sich ja im Leben immer wieder. Früher haben mich die meisten mit meinem Vater verglichen, schon äußerlich. Aber je älter ich werde, umso ähnlicher werde ich meiner Mutter. Wie ich gestikuliere, rede, vom ganzen Temperament her. Ich wurde ihr auch körperlich immer ähnlicher. Wir haben dieselbe Veranlagung, beispielsweise wie leicht wir Kinder bekommen haben.

Ihre Eltern haben sich aber dennoch scheiden lassen.

Das war natürlich schrecklich für meine Mutter. Sie wollte das unter gar keinen Umständen. Niemals im Leben.

Gab es viel Streit zu Hause?

Überhaupt nicht. Es war eine ganz harmonische Ehe. Meine Mutter liebte ihren Mann nahezu abgöttisch. Nur war mein Vater jemand – das habe ich allerdings nicht als Kind, sondern erst als erwachsene Frau mitbekommen –, der gerne flirtete und Beziehungen inoffizieller Art hatte. Er war das, was man heute einen Womanizer, einen Frauenhelden, nennt.

So heftig?

Wir haben das, wie gesagt, nicht mitgekriegt. Mein Vater hat am Wochenende mit uns gespielt, wir haben zusammen Äpfel gepflückt, Marmelade eingekocht. Meine Mutter muss allerdings bereits viele Jahre lang sehr, sehr unglücklich gewesen sein. Sie stammt noch aus einer Generation, in der man den Kummer in sich hineinfräß. Dass man vor den Kindern Trauer und Sorgen

ausbreitet, wäre niemandem in den Sinn gekommen. Man hat für sich im Stillen geweint.

Eskaliert war diese Geschichte erst, als mein Vater eine Frau kennen lernte, die ernsthaft in sein Leben trat. Irgendwann kam dann ein fünftes Kind zur Welt, und es ist verständlich, dass meine Mutter damit nicht mehr fertig wurde. Sie stellte ihm schließlich ein Ultimatum: entweder sie oder ich. Irgendwann kam es dann zur Scheidung.

Er wollte beides haben, und er glaubte, das würde auch funktionieren?

Ja, er wollte das inoffiziell so weitermachen. Nach dem Motto: Es hat ja eh keiner gemerkt. Ich weiß nicht, wie er sich das vorgestellt hat. Meine Mutter hat ja auch lange Zeit gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Sie war diszipliniert; sie hat alles in sich hineingefressen.

Haben Sie auch in dieser Hinsicht etwas von Ihrer Mutter?

Nein, so bin ich überhaupt nicht. Wenn ich mich über etwas ärgere oder mir etwas nicht passt, dann artikuliere ich das auch. Ich stamme nicht mehr aus der Generation, in der man keine Schwäche zeigen durfte. Das ist vorbei. Meine Mutter hat allerdings auch nie aufgehört, meinen Vater zu lieben. Sie hat darauf gewartet, dass er zurückkommt. Und er ist ja auch immer wieder zurückgekommen. Seine Besuche waren dann für sie die schönste Zeit.

Vier Kinder stammen aus der Ehe Ihrer Eltern: Ihre Schwester Maya, Sie und Ihre Brüder Carl Alban und Alexander.

Maya ist zwei Jahre älter als ich und lebt in England. Mein Bruder Cari, Carl Alban, hat früh das Elternhaus verlassen, um auf eigenen Wunsch ins Internat zu gehen, auf das Jesuitenkolleg St. Blasien. Seine Frau ist Deutsche, sie leben ebenfalls in England.

Der Chef des Hauses?

Nein, weil er ja bürgerlich geheiratet hat und da ...

... bekommt man den Chef-Status sofort aberkannt?

Nein, das war freiwillig. Er hat einfach verkündet: »Ich muss nicht der Chef sein; mein Bruder Alexander hat eine Prinzessin geheiratet, soll er doch Familienchef werden.« Der Job ist ja mühsam. Hier ist ja kein Vermögen vorhanden. Der Clanchef hat im Grunde nur die Verpflichtung, Familientreffen zu organisieren und ein bisschen Geld zu verwalten, wovon die Ärmsten ihre Kinder zur Schule schicken können.

Wie würden Sie Ihre familiäre Herkunft charakterisieren? Was ist das Besondere daran?

Vielleicht kann man es so sagen: Sowohl aus der Familie meines Vaters als auch aus der meiner Mutter stammten einfach ziemlich stabile Leute. Ich glaube, dass wir sehr tolle Gene haben. Es gab keine Krankheiten in meiner Familie. Und die geistige Disposition ist auch gut. Bei uns gibt's keine Depressionen oder irgendwelche Schwermut.

Das waren vor allem aber auch Menschen, die in schwierigsten Verhältnissen Durchhaltevermögen zeigten und nicht verzweifelten, genügsame Leute. Die Mutter meiner Mutter beispielsweise war in russischer Gefangenschaft, aber sie hat nie mit ihrem Schicksal gehadert. Als russische Fürstin wurde sie eingekerkert, hat fünf Jahre auf dem Fußboden schlafen müssen, konnte schließlich aus Russland fliehen – aber als sie endlich gerettet wurde, war sie schon so krank, dass sie den Rest ihres Lebens im Bett verbringen musste. Dennoch hat sie nie geklagt oder sich über etwas beschwert. Sie war eben eine sehr gläubige Frau und hat mir viel von ihrer Liebe zur Mutter Gottes mitgegeben.





Gloria Fürstin von Thurn und Taxis

Gloria

Die Fürstin - Im Gespräch mit Peter Seewald

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-38000-4

Diana

Erscheinungstermin: Mai 2005

In den Achtzigern machte sie als schrille Punkprinzessin Schlagzeilen und provozierte den deutschen Hochadel mit Skandalauftritten. Nach dem Tod ihres Mannes Johannes wandelte sich Gloria Fürstin von Thurn und Taxis vom Enfant terrible der feinen Gesellschaft zur ambitionierten Unternehmerin und bekennenden Katholikin. Im Dialog mit Peter Seewald erzählt sie ihr Leben jenseits des Märchenprinzessinnen- Daseins.